Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 7 (1917)

Heft: 33

**Artikel:** Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-639593

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Пг. 33 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Gebruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

18. August

### 3mei Abendlieder

von Fritz Schmidlin.

I.

Im West verglüht ein Abendrot, Die ersten Sterne schimmern matt, Ein Wölklein segelt wie ein Boot, Das purpurfarbne Segel hat.
Es wandert in die Serne hin, Crägt eine leichte, frohe Sracht; Sind viele schöne Träume drin. Die nimmt es mit sich in die lacht.

Der Mond kränzt sie mit Silberschein Und manchmal weht der kühle Wind Die schönsten Melodien drein, Daß man sie sinnend weiter spinnt Und sich ein neues Glück erträumt.

— Doch wenn der helle Morgenschein Die Welt mit goldnem Glanz umsäumt, Wird Boot und Traum zerslossen sein.

II.

Nun schweigt der Amselschlag, Die hellen Sterne prangen; Der laute Sommertag Ist schlasen gangen. Der Wind im Baume ruht Und will darin verweilen, Und selbst die dunkle Slut Mag nicht mehr eilen.

Allein mein leises Lied Regt sehnend seine Schwingen. Ist wach und wird nicht müd Von dir zu singen.

## - - Er und Sie und das Paradies. - -

Roman von Lifa Wenger.

"Es ist eine Welt für sich, in die Sie da eintreten werden," fuhr er zu reden fort. "Der Rampf ums Dasein tobt in dieser Scheinwelt heftiger als in der andern. Die Leidenschaften sind Lebensantrieb. Einen Januskopf zeigt unfer Rünftlerleben. Der eine lacht gum Publifum herunter, weint ihm seine Krokodilstränen vor, schreit ihm seine Liebesschmerzen entgegen, ficht vor ihm seine heldenmütigen Rämpfe, und reißt das Publitum mit, zu empfinden wie er. Das andere Gesicht hinter der Buhne racht sich durch seine Fraken an seinem lügnerischen Zwilling, die Angst, die Gemeinheit sieht ihm aus den Augen. Berachtet, unselig, un= gludlich zudt sein Mund. Und doch fümmert das niemand, nie darf das Angesicht sich dem Publikum zuwenden, nie bürfen die Grimassen der Not zu ihm dringen, es will nur ben glüdlichen Bruder kennen. Und die meisten, die den Januskopf tragen, versinken im Schlamm ober im Elend. es ist ungefähr dasselbe."

"Es gibt Ausnahmen, Sermeline, an denen der Schmut nicht haftet. Bielleicht gehören Sie zu denen. Ich kenne sie nur vom Hörensagen, habe keinen je gekannt. Glaube auch nicht, daß sie ihr Ziel erreichen. Sie strecken die Waffen. Darf ich einschenken?" Beter Sellebecke goß langsam den karneolfarbenen Wein in Martins Glas, der nachdenklich trank, zerstreut, ohne den Wein zu würdigen.

"Sie schildern einseitig," sagte er. "Bleibt der Mensch nicht auch auf der Bühne Serr seines Willens? Ist die Macht des Gemeinen denn so groß, daß keiner sich ihr entsiehen kann? Ist diese Macht dort größer als anderswo? Was von außen kommt, kann doch des Menschen Seele nicht verunreinigen." Hellebede lächelte wieder sein wissendes, überslegenes Lächeln. "Man atmet vergistete Luft ein, bald speit man sie auch aus. Und Eitelkeit zerseht. Sie allein genügt, um eines Engels Füße zu beschmußen. Und sie allein regiert die Bühne."

"Und mir raten Sie, sie mir zu erwerben? Auch gegen die Sitelkeit kann man sich wehren."

"Bersuchen Sie Ihr Glud, Parsifal."

"Ich verstehe, daß Sie spotten," sagte Martin.

"Mur halb," gab Sellebede gurud. "Und nun laffen Gie

19

uns noch ein paar technische Fragen berühren. Ich möchte Sie unsern Leuten vorstellen, Sie einführen, eigentlich eingewöhnen. Es findet in den allernächsten Tagen eine Art Bereinigung statt, die neugewordenen Kräfte wollen Bühne, Direktor, Kollegen usw. kennen lernen. Darf ich Sie bitten, da zu erscheinen? Und dann interessiert es Sie vielleicht, unserer ersten Probe beizuwohnen?" Martin dankte und nickte.

"Bianchi wird anwesend sein, wie er mir sagte."

"Um zu beweisen, daß man alles anders spielen müßte, als es gespielt wird. Bianchi in den Proben ist eine Marter für meine Rünstler. Er unterbricht sie rudsichtlos, schreit sie an, behängt sie mit den fürchterlichsten Namen, läßt zehn= und zwanzigmel den Takt oder den Sat wiederholen und bringt die Nervosen zur Berzweiflung, denn er schimpft beim lettenmal ärger als beim ersten und schidt die Armen an ben Rochtopf oder jum Holzhauen. Migliebigen spricht er jedes Talent ab. Rurz, mir ist's schon lieber, wenn er nicht ta ist. Aber er ist ein Genie der Kritik, er hat ein Tastgefühl für die kleinsten Biegungen in ihm, für die feinste Schwantung einer Rote, sein Gehör ist fast übermenschlich fein. Dabei versteht er es, Anfänger nicht zu entmutigen. Er beginnt mit einem Lob und endet mit dem fürchterlichsten Heruntermachen. Aber das anfängliche Lob ging ihnen wie Del ein, und darum schluden sie den Tadel leichter herunter. Und nun, was macht Ihre reizende Frau?"

"Danke, es geht ihr gut," sagte Martin fühl.

"Ich habe sie leider in den letten Tagen nirgends gesehen, sie ließ die Karten zu dem Gartenfest unbenutt," bedauerte Hellebecke.

"Sie mag mube gewesen sein, einen Grund hat sie mir für ihr Wegbleiben nicht angegeben," sagte Martin.

"Darf ich bitten, mich ihr sehr zu empfehlen," bat der Direktor und verbeugte sich. "Und ich möchte es noch einmal aussprechen, lieber Serr Born, daß dieser Tag, an dem Sie einer der Unsern geworden, für mich den Glanzpunkt in meiner Laufbahn bedeutet. Ihre herrliche Stimme sich auf meiner Bühne zum erstenmal entfalten zu hören, Sie als erster dem Publikum vorstellen zu dürfen, ist mir eine große, hohe Freude. Ich danke Ihnen." Martin nahm die Hand, die ihm geboten wurde, und schüttelte sie.

"Wenn ich Sie nur nicht enttäusche." Sellebede lächelte. "Das können Sie an Bianchis Benehmen merken, ob Sie enttäuschen werden oder nicht. Er bildet seine Schüler aus, wenn sie es wünschen. Er gibt ihnen seine Kenntnisse und seine Kunst und nimmt dafür ihr Geld. Aber bei Ihnen: er sett ja sich selbst ein. So wie ich ihn kenne, würde er alles hingeben, um Sie der Welt zu schenken, wie er sagt. Bianchi war oft, wenn es sich um das Verpflichten meiner Künstler handelte, mein Leitstern, ohne daß ich ihn zu fragen brauchte. Einsach durch die Ruance seines Urteils.

Martin fand es an der Zeit seinen Besuch zu beenden. Er erhob sich, und Hellebecke begleitete ihn bis zur nächsten Haustüre.

Der Pförtner, der unten aus seinem winzigen Stübchen Ausschau hielt, wunderte sich dermaßen darüber, daß er beim Mittagessen seiner Familie erzählte, der Direktor müsse einen Milliardar gefunden haben, er habe ihn bis zur Haustüre begleitet.

Martin ging langsam die Schillerstraße hinunter und bog in die Allee ein, die dem See entlang nach Bianchis Haus führte. Hellebedes Worte klangen in ihm nach. Uebertrieb der Direktor? War die Welt, in die er einzu= treten im Begriff war, so, wie Hellebede sie schilderte? Martin wußte, daß das Theater, dem er angehören würde, nicht vom Rang eines Großstadttheaters war, daß aber fünst= lerische Rräfte mitwirkten, es auf eine Sohe zu bringen, die im geistigen Sinne erstklassig genannt werden durfte. Von Hellebede waren die Anregungen und der erste Antrieb er= gangen, nach Dekorationen, die, von Malern und Architetten entworfen, der Wahrheit und fünstlerischen Ginfachheit Eingang auf den Bühnen verschaffen sollten. Mit Ernst und dem festen Willen, der Runft gu dienen, waren Dramen und Opern aufgeführt worden, die dem Geschmad des breiten Publitums nicht entsprachen und keine Rassenstücke waren. Es wurden Opern ausgegraben, die wie alter Wein verstaubt unter Spinngewebe lagen, aber als kostbare Perlen erkannt wurden, nachdem sie ans Tageslicht getreten. Das alles sprach doch dafür, daß Sellebede zu stark auftrug, wenn er behauptete, daß vom Theater nichts Gutes kommen möge. Tropdem wurde Martin ein unbehagliches Gefühl nicht los. Ob das alles allein von der Bühne und ihren Eingebornen galt, oder auch vom Publikum? Auch von den Gewohnheits= besuchern? Lis war so oft im Theater, und verkehrte mit Manchem von den Schauspielern. Atmete Lis die Luft nicht schon ein, die Hellebede als giftig bezeichnet hatte? Das Gefühl, daß er den Boden, den er betreten würde, nicht kenne, steigerte sein Unbehagen. Er tröstete sich, daß er bald Rlarheit über alles das haben werde, was jetzt noch ver= worren und bunkel vor ihm lag.

Martin ging zwischen allen den Menschen, die an ihm vorübergingen, als sei er allein auf der Straße. Es war ihm fast zu Mute, als spiele er schon in irgend einem Stud mit, als sei nicht er es, der da mit einem so wichtigen Bertrag in der Tasche in der fremden Stadt herumlief, als sei er eine Marionette, die fremdem Willen gehorche. Nun würde sich also seine Stimme in Gold verwandeln. Sie wurde nun seine Dienerin, die zu erscheinen hatte, wenn er es wollte. Sie mußte aus der Versenkung auftauchen und verschwinden auf Befehl. Sie durfte nicht wanten, nicht ermatten, nicht froh klingen, wenn es nicht vorgeschrieben war, nicht trauern, nicht jubeln, wenn es der Kapellmeister nicht wollte. Arme Stimme. Erinnerungen überfielen Martin und drängten sich auf. Der Wald rauschte, und die Baumwipfel schlugen über ihm zusammen, grun und durchsichtig, und Sonnenstrahlen schlangen sich wie Retten darum. Er ging in einem Dom, unter deffen Ruppel er den Bogeln gulieb und dem Sommer Bu Ehren gesungen. Weg damit, weg. Er konnte die Erinne= rungen nicht gebrauchen. Martin raffte sich auf. Rasch trat er in einen Laden und taufte eine große, goldpapierene Dute für Lis. Wenn ihre feinen Finger gleich die größten und besten Rugeln herauszufischen wußten, und wenn sie eifrig dankte und ihn strahlend ansah, dann war er zu Sause, wo immer er sich auch befinden mochte. Ach, Lis war seine Welt, mochte sich sein äußeres Leben abspielen, wie es wollte.

Er war am Ziel. Seine Augen überflogen den schönen Eingangsgarten an Bianchis Haus, das geschmiedete Gitter, das den Garten gegen die Straße abschloß, die samtnen

Grasslächen zu beiden Seiten des Weges, der zum Haus führte, und die wundervollen Rhododendrengruppen, die die Terrasse halb verbargen. Daß er selbst es war, der da ging, daß er es war, der so gütig von zwei bedeutenden Menschen aufgenommen wurde, daß er Lis den größten Wunsch ersfüllen durfte, allein durch seinen Entschluß, die Bühne zu betreten — war das alles nicht eigentlich ein Wunder?

Martin betrat das Haus, kühl und still, in rötliche Dämmerung getaucht lagen Flur und Treppe. Dicke, grüne Berserteppiche führten bis hinauf unters Dach. Die Wände waren bedeckt mit Bildern, die teils Runstwerke waren, teils Arbeiten von Freunden oder bedürftigen Künstlern. Martin brauchte immer lange Zeit, bis er oben war. Er lernte jeden Tag ein anderes Bild kennen. Heute ging er rasch die Treppe hinauf, denn er war müde von den mancherlei Einsdrücken, die ihm begegnet.

Oben stand die Wohnzimmertüre offen, und ein großer Blumenstrauß lachte Martin an. Lis stand unter der Türe und begrüßte ihn mit frohen Augen.

"Rate, wo ich war, und was ich in der Tasche habe," sagte er.

"Schokolade," rief sie ohne Zögern. Sie suchte in seinen Taschen und fand bald das goldene Paketsein. "Und was ist das?" fragte sie und brachte den Kontrakt in seinem gelben großen Umschlag ans Tageslicht.

"Du kannst es nicht raten."

"Sast du dich photographieren lassen?"

"Nein?"

"Hast du den Ratalog bei Neddermann geholt?"

"Bewahre." Da wurde sie ungeduldig.

"Sag's, ich mag nicht mehr raten."

"Es ist mein Kontrakt," sagte Martin, und es lief ihm eine Gänsehaut über den Rüden. "Ich bin als erster Tenor der Oper verpflichtet." Lis sah ihn an und sagte kein Wort, so schicksalben ber Augenblick.

"Jest wirst du groß und berühmt," flüsterte sie dann. "Und ich bin deine Frau." Sie fiel ihm in die Arme und blieb still liegen. Aber rasch entledigte sie sich des belastenden Gefühles und öffnete hastig den Kontrakt.

"Zwischen Martin Born einerseits und Belo Hellebede anderseits..." las sie. "Gastreisen? Du darsst Gastreisen machen?" Martin nicke. "Wie herrlich!" Dann plöhlich machte Lis große Augen. "So viel Geld bekommst du? Das ist ja furchtbar viel. O Gott, das können wir ja gar nicht verbrauchen." Martin lachte.

"Das ist auch nicht nötig. Und vergiß nicht, daß das Geld vorläufig Bianchi gehört."

"Ach, das zurüdzugeben eilt doch nicht so," rief Lis. "Nicht? Eher freut mich mein Leben nicht, ehe ich meine Schulden bezahlt habe."

"Ach, meinetwegen, zahl doch," rief sie ärgerlich. "Du bist einfach langweilig."

"Kann sein," sagte er gelassen. Sie stedte ihm aber boch eine Rose ins Knopfloch.

"Ich will die erste sein, die dir Glück wünscht." Sie füßte ihn und dankte ihm wie ein Kind, dessen größter Weih= nachtswunsch unter dem brennenden Bäumlein liegt.

"In vierzehn Tagen beginnen die ersten Proben. Das ist auch eine der wichtigsten Neuerungen, die Hellebecke er=

reicht oder erzwungen hat, daß die Opern und Schauspiele nicht aufgeführt werden, ehe sie eine ganze Reihe Proben hinter sich haben, nach französischem Muster, statt nur zwei oder drei wie bisher."

"Darf ich bei den Proben dabei sein?" fragte Lis gespannt.

"Warum nicht, es wird dich aber bald langweilen."

"D, langweilen. Es langweilt mich nichts, was das Theater angeht. Und denk, der Harrn von Oriol ist diesen Winter der Bühne als erster Liebhaber verpflichtet worden, er hat den Merotti überholt, der kommt an ein kleineres Theater."

"Was ist denn das für ein Mensch, dieser Oriol?" fragte Martin.

"O, ein entzudender Mensch," sagte Lis. "So hübsch, und so zierlich. Alle sind in ihn verliebt, und sogar Marn findet ihn schied und sagt..."

"Was sagt sie?"

"D nichts."

"Was sagt sie? Bitte!"

"Sie sagt, daß mich alle beneiden, weil er mir ein wenig den Hof macht." Martin stieg ein dunkles Rot bis unter die Haare.

"Aufrichtig bist du, Lis," sagte er. "Aber ich begreife nicht, daß du Freude an allen diesen leichtfertigen Menschen haben kannst."

"Leichtfertig? Mary und der Oriol? Was weißt denn du davon? Es ist gar keine Rede davon, daß sie leichtfertig sind, aber du bist langweilig und ein Schulmeister. Ia, das bist du. Und kaum habe ich etwas, was mir Spaß macht, willst du es mir nehmen."

"Nein, ich will es dir nicht nehmen. Aber könntest du dir nicht andere Freunde wählen, Frau Mary scheint mir so oberflächlich — verzeih —. Ueber Herrn von Driol kann ich nicht urteilen, aber ich bitte dich inständig, Lis, gib acht. Du kennst die Leute nicht, und weißt nicht, wie zerbrechlich ein Frauenruf ist."

"Das ist mir ganz gleichgültig, ich tue nichts Böses."

"Das genügt nicht, liebes Herz, du darfst auch nicht glauben lassen, du tuest es."

"Weißt du, Martin, ich will dir etwas sagen: Wir leben jest Gott sei Dank nicht mehr auf dem Dorf. Alle die jungen Frauen, die Marn kennt, unterhalten sich so gut sie können, und niemand findet etwas Böses dahinter. Und sie lieben alle hübsche Kleider, und gehen ins Theater und kennen die Schauspieler..."

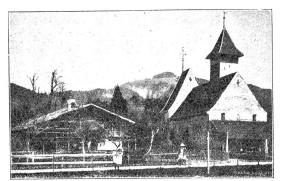
"Lis, ich möchte aber doch, du ließest es. Gehe wenigstens nicht so oft mit Frau Marn zu Lorenz..."

"O nein," rief Lis, und dehnte das O endlos. "Nein, das kannst du mir nicht verbieten."

"Ich verbiete nichts, ich bitte dich bloß. Gehe ich denn mit Damen spazieren? Oder gehe ich mit ihnen zu Lorenz?"

"Du bist schon mit Hate van Andel spazieren gegangen." Lis stellte sich patig vor Martin.

"Mit Sate van Andel? Ich habe sie begleitet, weil sie den selben Weg hatte, und wir haben von Gottfried Reller gesprochen." "Und Oriol und ich hatten auch denselben Weg, und wir sprachen von dem neuen Varieté Sans Souci."



Das Kirchlein von Scherzligen.

"Ganz dasselbe ist es nicht," sagte Martin. "Aber eines, Lis, versprich mir: Sorella ist ein so wundervoller Mensch, versuche ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie weiß so viel. Sie ist so zart in ihrem Empfinden, sie liebt und versteht die Jugend und ist so entzückt von dir, willst du dir nicht Mühe geben?"

"Doch, boch," sagte Lis, "aber was rede ich mit ihr? Sie spricht von Büchern und von Konzerten, und von Bianchi und dir, und von Architektur und Kunst und solchen Sachen. Ich habe das Gefühl, wenn ich bei ihr bin, als sei ich angebunden."

"Das schadet nichts," sagte Martin. "Das ist nur im Anfang so, nachher wirst du merken, daß du ganz frei bist. Willst du es also mir zuliebe versuchen?" Lis versprach es ernsthaft:

"Ich verspreche es dir. Alles, was du willst. Ich bin so entsehlich glücklich. Aber kann's denn nicht eine Weile so bleiben?"

"Doch, doch, Herz, ganz gewiß soll's so bleiben, Schätzlein." Sie küßte ihn, und zog ihn an der Hand auf den Balkon.

Der See lag silberübergossen vor ihnen, und kleine weiße Schaumwellchen rollten ans Ufer und zerblätterten wie mübe Blumen.

"Es ist herrlich zu leben," sagte Lis.
(Fortsetzung folgt.)

# Schloß Schadau in Thun.

"Es war einmal!" möchte man sagen, wenn wir an die Sommer zurückenken, da Schloß Schadau, wie es hier im Bilde vor uns steht, von der Familie des Schweizer-Obersten Albert von Rougemont\* bewohnt war, als der wundervolle Park und die Weganlagen im paradissischen Wäldchen, das sich idhilisch um die Seebucht schmiegt, peinlich gepflegt wurden, selbst zur Freude der Oeffentlichkeit, da an Sonntagen das Publikum freien Einlaß hatte und lustwandeln durste wie auf eigenem Boden. Damals war Schloß Schabau der Stolz der Stadt Thun, und ein überaus erfreuliches, sast inniges Verhältnis verband ihre Verölferung mit dem loyalen Schloßberrn, mit seiner leutseligen Familie, so daß man von einer gegenseitigen Anhänglichkeit sprach, die nie getrübt wurde.

Es ist anders geworden; 1899, nach dem Tode des Obersten ging das Gut auf seinen Sohn Alfred über, der mit seiner Mutter und seinen zwei Schwestern, Laurence und Margrith, das Erbe teilte. Bald nachher hat ein trasgisches Geschick den Jüngling ereilt. Zu seinem Erben setze er testamentarisch seinen Nessen Henri, Sohn des Barons

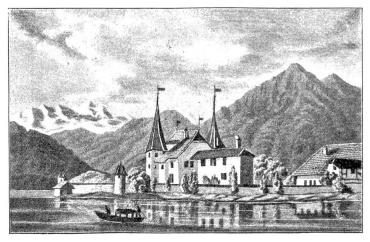
testamentarisch seinen Neffen Henri, Sohn des Barons von Swaines von Rougemont in Berlin ein, wohl in der Hoffnung, dieser werde einmal das Schloß derer von Rougemont wieder beleben. Es scheint nicht, daß der heute dreizehnjährige Besitzer nach Jahr und Tag in der Schadau einziehe. Es fehlt wohl am Kontakt mit der Gegend; Erziehung und Lebensziele mögen einen andern Weg vorsteden.

Schloß Schadau ist heute feil zum Berkauf. Letten Winter wurden die Möbel ausgeräumt, lieblos versteigert, und diesen Frühling wurde auch die Gärtsnerei aufgehoben. Wild wuchert nun der einst so schöne Park, der Liesweg ist überwachsen, und die von den Wassern gurgelnd umspülte, auf dem schönsten Erdenfleck über den blauen See den prunkenden Bergen zu schauende, feenhaste Besitzung macht ganz

den poesievollen Eindruck eines verwunschenen Märchenschlosses, das traumhaft seiner Wiederbelebung harrt. Das heutige Schloß im auglo-normannischen Stil ist

Das heutige Schloß im anglo-normannischen Stil ift 1850 erbaut worden. Die Schadau war einst das Seßhaus der Freiherrschaft Spiez zu Scherzligen. Der Name soll vom Schaden, den die Au von den anprellenden Wogen des Sees erlitt, hergeleitet sein, vielleicht hieße es richtiger Gstadau.

Das Schloß war einst mit einem Grendel umgeben und fest, war Mannslehen von Spiez, und besaß Gerichtsbarsteit innert seinen Mauern. Die Zehntherrschaft war einst für Scherzligen und Schadau ein Lehen des Reichs. 1307 vergabte Walter von Wädischwyl dem Rloster Interlasen das ganze Lehensrecht in der Kirchhöre Scherzligen. (Heute sindet im Scherzligfirchlein jeweilen den Sommer über der französisch protestantische Gottesdienst statt, wofür der Gemeinderat von Thun allzährlich einen Kredit dewilligt.) 1340 empfing es Freiherr Iohann von Strättligen von Kaiser Karl und später von König Wenzel. Iener gab es



Ansicht der "Alten Schadau" bei Chun.

<sup>\*</sup> Johann, Friedrich, Albert von Rougemont selig wac heimatberechtigt in Neuenburg, Bern, Murten und Thun, und verheiratet mit Mina, Justine, Anna De Constant-Rebecque von Lausanne, Moudon, Jourtens, Mézern und Biel.